Rhein und Düssel

Illustrierte Sonntagsbeilage zu den „Düsseldorfer Neuesten Nachrichten“

Nro. 35 — Sonntag den 2. September — 1906

Maria Hendrina von Goch.

(1. Fortsetzung.) Novelle von Louise Schulze-Brück. (Nachdruck verboten.)

In der Küche schwatzten die beiden Mädchen. Das heißt Hildegard schwatzte, und Hendrina hörte erstaunt zu. So fremd war ihr alles, die schnelle, lustige Sprache, wie das, was Hildegard erzählte. Es rollten sich bunte Bilder vor ihr auf. Bilder des heitern Lebens, wie sie es nie geahnt hatte. Was die braune Hildegard da mit bingischer Zungenfertigkeit ihr vorplapperte, war die Schilderung einer immerwährenden Kirmes. Ach, nirgends auf der Welt war's schöner als in Bingen. Sommers da wallte der Strom der Fremden immer ab und zu, ab und zu. Schiffe kamen und gingen, stromauf und ab, Züge fuhren bergauf und bergab, Musik spielte, und alle Tage war etwas anderes los. Wenn Hildegard ihr bißchen Hausarbeit getan hatte, für sich und den Vater gekocht, dann hatte sie den Nachmittag für sich. Dann putzte sie sich und frisierte ihre krausen, braunen Haare schön und holte ihre Kameradinnen ab, und dann schlenderten sie am Rhein entlang, in der Platanenallee oder unter den Uferlinden. Lange waren sie nicht allein; wenn die Unterrichtsstunden im Technikum zu Ende waren, dann kamen die jungen „Techni“ scharenweise. Jetzt waren ja Weihnachtsferien, jetzt waren sie alle heim. Aber wenn sie nach Neujahr wiederkamen, dann sollte Hendrina mal sehen, wie juxig das wurde. Es gab ja immer Eifersüchteleien und allerhand Krakehl zwischen ihnen und den Binger „Borsch“, die die Binger Mädchen den „Hergeloffenen“ nicht überlassen wollten. Rein zum Totlachen war's manchmal. Im Sommer, wenn sie am Rheinkai spazieren gingen, immer auf und ab, auf und ab, abends nach dem Nachtessen, wenn der Mond am Himmel stand und so schön ins Wasser schien, dann gingen die immer hinter ihnen drein, manchmal ganz nahe oder manchmal wieder etwas entfernter. Und manchmal, da gingen sie auch miteinander, den Hafenweg hinauf, wo es so still war, und man auf den Bänken sitzen konnte.

Die braune Hildegard kicherte lustig, und ihre Brombeeraugen glänzten.

Und Sonntags, da gingen sie spazieren. In den Binger Wald, drüben auf der andern Naheseite, wo man stundenweit herumlaufen konnte. Oder den Rhein hinunter nach dem Franzosenhaus, wo man so schön am Wasser saß und auf Aßmannshausen sah. Da war's auch immer lustig. Lauter junge Leute, die Binger und die „Techni“; dann setzte sich nachher im Saal einer ans Klavier und spielte eins auf, und die andern tanzten. Und abends spät gingen sie miteinander heim und sangen — ja — Arm in Arm in einer langen Kette — oder jedes Pärchen einzeln. Und im Winter, da war's auch schön.

Alle Augenblick was anderes. Dann Konzert im Bahnhof und dann Ball. Und dann Fastnacht! — Und nun übersprudelte sich die Hildegard und erzählte von Kränzchen und Maskenbällen und von tollem Mummenschanz, daß der Hendrina Augen immer größer wurden und immer glänzender, und sie fast den Atem anhielt und mit klopfendem Herzen zuhörte.

Während sie schwatzte, flogen ihre Finger blitzgeschwind, sie schälte Kartoffeln und fegte Gemüse und wirbelte an den Kochherd und stellte alles bei, und dann holte sie vom Haken einen Korb und war verschwunden, und im Handumdrehen wieder zurück und packte ein mächtige Bratwurst aus, und bald brotzelte es in einer großen Pfanne, und die Hildegard klapperte mit Geschirr und rannte zwischen Küche und Stube hin und her, und als sie mit Schwatzen und Erzählen fertig war, da dampfte auch schon das Essen auf dem Tisch.

„Rotkraut und Brotwurscht!“ Vater Weingärtner schmunzelte behaglich. „Des is mei Leibesse. G'rad' als ob's Rochusdag wär. 's geht doch nix drüwer. Die Hildegard is ä Mädche wie Band. Alles was recht ist. A Schwätzbas und ä Plästerstengel, wo ä Geig' geht, do muß se debei sein, un wann se emol müßt dehäm bleiwe, ich glaawe, 's Herz müßt er verspringe. Un immer mit'm Schnawwel vorn. Awwer ihr Sach' versteht sie! Ich glaawe in kä'm Haus gibt's besser Rotkraut und Brotwurscht.“

Nach dem Essen gingen sie wieder hinaus an den Rhein. Die Eisfläche lag jetzt ganz still. Das Knistern und Knattern hatte aufgehört. Am Ufer waren die Leute schon in lebhaftester Tätigkeit. Die Eisschollen,

Das Unwetter in Solingen: Der Vorort Dorperhof nach der Zerstörung. (Siehe Seite 8.) Phot. Brunotte & Keeje.

die wild durcheinander lagen, wurden beiseite geschafft, ein Durchgang geschaffen und geebnet. Auf das Rheineis selbst durfte noch niemand. Der Polizeidiener Rausch stand martialisch am Ufer aufgepflanzt, ein anderer spazierte auf und ab. Es sei noch zu gefährlich, hieß es. Eine Zeitlang machte niemand einen Versuch. Aber drüben am andern Ufer, wo der Rüdesheimer Berg sich in einer graden Masse dehnt, da gingen ganze Trupps unruhig hin und her. Und plötzlich löste sich ein schwarzer Punkt von ihnen ab, sprang die steile Uferböschung hinab aufs Eis. Jetzt war er darauf, jetzt kam er eilig näher. Ein junger Bursche war's. Schon war er mitten auf dem Eis, schwenkte seine Kappe, schrie und juchzte lustig. Und nun sprangen andere da drüben auf die Eisfläche, bewegten sich eilig vorwärts. Der erste war jetzt ganz nahe. Polizeidiener Rausch kam so eilig, als es seine Würde erlaubte, näher, um den Übeltäter einen schlechten Empfang zu bereiten. Aber der sprang in weiten Sätzen stromab, während er seine Arme heftig schwenkte und dazu Hurra schrie. Dann kam er ans Land, ein Menschenknäul sammelte sich um ihn, er war der Held, der erste, der herüber gekommen war. Andere folgten, bald sah man ganze Trupps, die sich durch das aufgetürmte Eis springend und hopsend hindurchwanden. Es gab jedesmal einen lauten Jubel, wenn sie herüberkamen. Und nun konnte Rausch nichts mehr wehren. Soviel er auch hin und her rannte und heftig schalt, überall sprangen die jungen Burschen aufs Eis, rannten eilig hinüber ans andere Ufer.

Und nun durfte auch das Bahnen der Wege beginnen. Die Leute kamen mit ihren Pickeln und Schaufeln. Sie ebneten das Eis, bahnten einen Weg stromauf nach Rüdesheim zu, das da drüben im Sonnenschein seine Dächer glitzern ließ. Andere brachten schon Asche und Sand, um den Weg zu bestreuen. Es war schwere Arbeit, der Schweiß rann den Emsigen trotz der Kälte von der Stirn. Aber sie schafften lustig mit vielen derben Späßen. Es gab ja Verdienst, vom Übergang wurde ein Eisgeld erhoben, und wenn das Wetter so blieb, dann würden wohl Tausende hinüber und herüber wandern. Sie wachten auch eifrig darüber, daß kein Unbefugter arbeitete, durch jahrelanges Herkommen war festgesetzt, wer mithelfen durfte, und wehe dem, der sich hätte dazu drängen wollen. Zu beiden Seiten des Weges wurden hier und da Tannenbäumchen aufgepflanzt. Der Weg ging in seltsamen Schlangenwindungen, wo gerade das Eis am besten war. Oben bei Rüdesheim regte sich's auch. Wer scharfe Augen hatte, konnte schon sehen, wie der Weg auch da entstand, auch schwarz bestreut und mit Bäumchen eingefaßt. „Die Rüdesemmer schaffe aach," hieß es. Und dann wurden Erinnerungen ausgetauscht, wie es war, das letzte Mal, als der Rhein zuging und das vorletzte Mal. Und ein ganz alter Schiffer, der aber noch eifrig die Hacke schwang, fing auf einmal an zu erzählen: „Jo, wie dä Rhei Anno achtzehnhundertundzwäunddverzig zu is gange" — — —

Hildegard Weingärtner hatte sich in Hendrinas Arm eingehäkelt und zog sie eifrig mit sich fort. Sie mußte heute noch mit ihr bereden, daß sie mit zum Balle ginge. Der Beert natürlich auch. Ihre Augen gingen bewundernd über den schönen, großen Burschen. Tänzer genug hätten sie. So viel „Techni" und auch Binger Bursche, als sie nur wollten.

„Gott, Hendrina, wann ich mir vorstell', wie schee Du im weiße Kleid aussehe wirscht." —

Zum Ball in einem weißen Kleid! — Hendrinas Herz begann unruhig zu klopfen. Aber sie war ja noch nie auf einem Ball gewesen. Und das litte ihr Vater auch nicht! Ein Kleid hatte sie auch nicht!

„Awwer danze kannschte doch?"

Tanzen! Ja, Tanzstunde hatte sie gehabt im letzten Winter, als sie in Goch bei den Nönnchen in die Klosterschule ging. Natürlich nur Mädchen untereinander. Mit einem jungen Mann hatte sie aber noch nie getanzt.

Die Hildegard sah sie erstaunt an. Noch nie getanzt?! Und dann zog sie plötzlich die Hendrina an sich und wisperte eindringlich fragend:

„Du, haschte aach noch nie eine geküßt? Sag', Hendrina, noch nie?"

Hendrina van Endert stand plötzlich still. Ein feuriges Rot lief über ihr Gesicht, bis unter die Haarwurzeln. Und unsicher ging ihr Blick über die Hildegard, die sie so sonderbar ansah.

„Geküßt? Ich? O, Hildegard."

Und da fing die kleine Bingerin an zu lachen, ganz laut. Sie lachte, daß ihr dicke Tränen in die Augen kamen. Und zwischen dem Lachen brachte sie nur mühsam heraus:

„Nei, aber so was! Hendrina, mer sollt's net glaawe! Noch nie eine geküßt!" Dann plötzlich war sie still. Und noch einmal wiederholte sie: „Keine? Aach de Beert net?"

„Beert? Aber das ist ja mein Vetter."

„Dei Vetter? No ja! Awwer deswege kannscht 'n doch küsse!"

Sie sah Hendrina erwartungsvoll an. Aber die schüttelte heftig den Kopf.

„Nie!"

„Was bischt Du for ä Mädche? Mer meint, Du wärscht in em Kloster gewese bis geschtern odder bis heut'. Hinnern Beert misse mer uns steche. Der muß es dorchsetze bei Dei'm Vatter, daß ihr mitgeht uff'n Ball. A Kleid kriegschte aach gemacht. Dei Vatter hot 's jo derzu! Was macht's denn aus, wann Du emol ä weiß Kleedche kriegscht!"

Als am Abend dieses Tages Hendrina van Endert in ihrem Schrankbette lag, öffnete sie noch einmal die kleine Luke. Es war heller Mondschein, vom Rheineis schien ein weißer Schimmer auszugehen und das ganze Tal zu erfüllen. Der Hafenweg lag breit und weiß wie verzuckert, die laublosen Äste der Kastanien stachen schwarz in den hellen Himmel. Hendrina van Endert sah lange hinaus. Zwischen zwei Kastanienbäumen stand eine einsame Bank. Da fiel ihr ein, was Hildegard heute erzählt hatte. Und während sie so lag und seltsame Gedanken durch ihren Kopf gingen, hörte sie draußen den schweren Schritt des Matthes, der die letzte Runde um das Schiff machte. Und schnell schloß sie die Luke. Und dann dachte sie an Beert. Sonderbar, daß sie sich bis heute niemals vorgestellt hatte, wie es wohl sein möchte, wenn der Beert sie küßte. Und wie die Hildegard gelacht hatte über sie. Ja die, das war eine! Die wußte andere Dinge als sie, die doch fast ein halbes Jahr älter war. —

Nebenan in der kleinen Stube richtete jetzt ihr Vater sein Nachtlager her. Der Beert schlief jetzt unter Deck. Sie war gut bewacht, die schöne Hendrina van Endert. Aber sie fühlte etwas wie eine Furcht im Herzen. Vor was? Sie hätte es nicht zu sagen gewußt. Ein Schauer lief über ihren Körper, sie hätte weinen mögen. Und doch war ihr wohl zumute, fast wie einem Kinde, das mit bangem Entzücken einen Blick in die Weihnachtsstube wirft. Die schöne Hendrina van Endert wußte nicht, daß sie schauerte vor dem ersten Blick, den sie getan hatte in ein unbekanntes Land.

Später schlief sie ein. Und im Traum saß sie auf der Bank zwischen den Kastanien.

III.

Der Silvestermorgen war klar und kalt. Der Schnee war ganz trocken vor Kälte, er knirschte und kreischte unter jedem Fußtritt, das Rheineis schimmerte und glitzerte bläulich. Aus den kleinen Schornsteinen der Kajüten im Winterhafen wirbelte der Rauch emsig in die Kälte, kerzengerade aufwärts. Jedes Geräusch kam durch die klare Luft so deutlich herüber, daß das ganze Tal erfüllt schien von einem Klingen und Klirren. Die Ebnung des Weges über den Rhein war jetzt so weit gediehen, daß die beiden Parteien, die von Bingen und die von Rüdesheim, beinahe auf der Mitte des Eises zusammentrafen. Man hörte das Aufschlagen der Eispickel, in das sich Glockengeläut vom Rochusberg, von Bingen und Rüdesheim so wunderlich mit anderen Tönen mischte, mit Hämmern und Klopfen auf den Schiffen, mit Geschwätz und Gesang und all dem Geräusch des täglichen Lebens.

Hendrina hörte es von ihrem Bett aus. Sie hatte die Luke geöffnet und sah hinunter auf die glitzernde Eismasse. Sie schaute und horchte angestrengt. Es war ihr, als höre und sehe sie Dinge, die sie früher nie gesehen und gehört hatte. Ein Rabe strich krächzend mit schwerem Flügelschlag dicht an dem Schiff vorbei, setzte sich auf das Eis nieder und fraß gierig etwas, was ihm von einem der Schiffe zugeworfen wurde. Wie er drollig auf- und abspazierte und sein metallisch glänzendes Gefieder aufsträubte.

Ihr Vater rief sie. Aber sie wollte noch nicht aufstehen. Es war so schön zu liegen und seinen Gedanken nachzuhängen, krausen, queren Gedanken. Sie nahm ihren dicken Zopf auf und betrachtete ihn. Wie hatte die Hildegard ihr Haar bewundert. Sie steckte es sonst ganz einfach festgeflochten um den Kopf, weil es ihr ordentlich lästig war, sich viel damit zu beschäftigen; heute wollte sie es einmal sehr schön und lose flechten und ordnen. Auf den Ball wollte sie gehen. Ihr Vater mußte es zugeben. Warum sollte sie nicht haben, was alle anderen Mädchen hatten?

Ein schönes weißes Kleid wollte sie haben, das schönste, was zu haben war. Warum auch nicht? Sie wußte genau, daß sie ein wohlhabendes Mädchen war. Das schönste, feinste Kleid wollte sie anziehen, mit blauen Bändern dazu, weil blau ihr am besten stand.

Der alte van Endert stampfte ungeduldig da draußen umher. Er ging in die niedrige dunstige Unterdeckskajüte, wo Beert vor dem kleinen glühenden Kanonenöfchen saß und nachdenklich vor sich hinstarrte. Unmutig sah er den schönen großen Menschen an. Da saß er nun und simulierte und wußte nicht, was er wollte. Keine Ader schien ihm höher zu schlagen der Hendrina halber. Sah er denn nicht, daß das nicht ging, daß ihm der Aufenthalt hier einen dicken Strick durch die Rechnung machen konnte, durch die Rechnung, die zwar zuerst seine, des alten van Endert Rechnung war, mit der aber der junge, der Beert, doch einverstanden war, einverstanden sein mußte. Denn das stand fest, kein anderer durfte die Hendrina heiraten, und keine andere auch der Beert. Das Vermögen mußte zusammenbleiben, und kein fremder Mensch durfte auf der „Maria Hendrina" etwas zu befehlen haben als er, der Alte selber. Der Beert war ein lenksamer, weicher Mensch, der sich ganz wohl fühlte unter des Alten Regiment. So blieb die „Maria Hendrina" ganz in seiner Gewalt, fast wie in seinem alleinigen Besitz, und er brauchte das Mutterteil der Hendrina, das fast ganz in dem Schiff steckte, nicht herauszuzahlen. Das war alles schon seit Jahren fest beschlossen und geordnet. Er hatte darum auch die Hendrina diesmal mitgenommen, weil es ihm geschienen hatte, als wäre es ganz gut, wenn die zwei, der Beert und die Hendrina, einmal eine Zeit viel zusammen wären, so daß sich die Verlobung machte. Er hätte ja freilich nur der Hendrina klipp und klar Bescheid sagen können, und das wäre wohl auch das beste gewesen, wenn er vorausgesehen hätte, was kommen konnte. Aber die Base hatte gemeint, so ganz dürr und geradezu ginge das nicht, und er solle auch vorsichtig sein, denn man könne nicht wissen, wie die Hendrina das aufnehmen würde. Er war dumm genug gewesen, sich auf das Gesalbader einzulassen, und nun saß er hier fest, und der Teufel mußte sie gerade hierher vor Anker legen. Es war vielleicht das beste, die Hendrina zu nehmen und sich mit ihr in die Bahn zu setzen

und nach Goch zu fahren, wenn der Beert jetzt nicht voran machte. Denn hier war's nicht geheuer. Hatte nicht gestern schon, kaum daß die Hendrina einmal aus der Kajüte kam, der freche Mensch mit ihr geliebäugelt. Und der Weingärtner, der alte Schwätzer, das Großmaul, der würde wohl auch nichts Eiligeres zu tun haben, als auszuposaunen, wieviel Mitgift und Mutterteil die Hendrina hatte. Und womöglich noch etwas dazulügen. Die Hildegard setzte der Hendrina auch noch einen Floh ins Ohr, schwatzte ihr vor von einfältigem Kram, daß sie dumme Gedanken kriegte. Und derweil saß der Beert hier in der Kajüte und starrte den Ofen an.

Der Eifer ging mit dem Alten durch, daß er alles vor Beert auskramte. Der hörte scheinbar gelassen zu. Wenn der Alte auf ihn acht gegeben hätte, dann hätte er wohl sehen können, wie der Junge blaß und unruhig aussah. Aber als der Alte ihm ansann, daß er nun mit der Hendrina einig werden sollte, da schüttelte der Junge den Kopf. Der Alte kannte das Kopfnicken. Das hatte auch sein Bruder, Beerts Vater, schon gehabt, das war auch so ein Stiller gewesen. Der Alte fuhr hitzig und zornig auf.

„Nein! Warum nich! Watt soll denn datt heißen?"

Beert van Endert sagte nichts. Er zuckte nur die Achseln.

„Watt soll datt heißen? Is Dir die Hendrina vielleicht nich genug? Datt is doch alles schon fest gemach! Datt wird jetzt nich geändert."

Beert sah den Alten an.

„Mir is es schon recht! Aber ich fürcht', der Hendrina is es datt nich!"

„Der Hendrina! Die Hendrina hat nix zu sagen. Die hat zu folgen. Ich mach die neue Mode nich mit, datt die Kinder ihren eigenen Willen haben."

„Ich glaube nur, Ohm, datt wird Euch nich viel nützen. Ich glaube, Ihr habt bis heute die Hendrina nich recht gekannt! Ich auch nich!" Er setzte das letzte halb leise hinzu.

„Watt soll datt heißen? Ich verstehe Dich nich! Watt is datt für Geschwätz?"

„Datt soll heißen, datt die Hendrina auf einmal merkt, datt se en jung Mädchen is. Datt sie nich int Kloster gehn will, un nich wie in em Kloster leben will. Datt sie auch emal watt ablriegen will von Pläsier und von — von . . ."

Er schwieg und starrte in die Glut.

Der Alte sah ihn verblüfft an Dann sagte er unsicher:

„Watt schwätzt Du nur. Datt is doch ganz einfach, Du versprichst Dich mit der Hendrina, und Ostern is Hochzeit."

„Ne, Ohm, datt geht nich zu machen! Datt geht nich. Die Hendrina will nich."

„Die Hendrina will nich? Da soll doch der Kuckuck einschlagen! Ich werd' ihr die Mucken austreiben. Datt wär' noch schöner, wenn so'n Ding — —"

Er riß die Kajütentür auf, um auf Deck zu gehen. Aber Beert war aufgesprungen und hielt ihn fest.

„Ohm laßt nur. Datt nützt nix. Glaubt Ihr dann, ich wollt' en Frau, die mir so angeheirat't würd'! Und wenn ich schon wollt', die Hendrina, die läßt sich von Euch nicht befehlen. Die hatt ihr'n Kopp für sich, und watt dadrin vorgeht, datt wissen wir alle zwei nich — Ihr nich un ich nich."

„Watt in Frauleuts Köppen vorgeht, datt is dummen Kram," sagte der Alte hart. Sein Mund drückte sich fest zusammen, er sah fast grausam aus. „Ich lasse mir nich in meine Sach rein reden. Datt wär' noch schöner, wann da eso en Kind mir en Strich durchmachen tät. Und Du sollst Dich wat schämen, daß Du Dich wie so'n Waschlappen läßt von der Hendrina erumziehen. Datt sagen ich Dir, datt gäb auch en schlechten Spaß für Dich, wenn die Hendrina en andern nähm, und Du Dich auch noch müßt mit em fremden Menschen hier auf dem Schiff erumzanken, der daerum kumandieren wollt'!"

Beert zuckte wieder die Achseln.

„Och, Ohm, datt wär' noch et wenigst."

Der Alte sah ihn aufmerksam an. Dann lachte er plötzlich listig.

„Ne, et is nich ze glauben. Is den Jung in die Hendrina verliebt bis über die Ohren und läßt se aus den Fingern, weil er nich eso kühn is, so en Mädchen fest anzupacken. Und läßt sich beschwätzen und Flausen vormachen von so em dummen Dingen. Ich haben gemeint, Du dähtst Dir nix aus ihr machen. Nu sehn ich, wie die Fisch schwimmen."

„Ohm — —"

„Ja, Ohm! Nu sag', watt soll denn nu datt ganz Angestells heißen?"

Er stand dicht vor Beert, die Hände in den Hosentaschen versenkt, das listige, schon wieder ganz befriedigte Gesicht von der Flamme des kleinen Öfchens rot geglüht. Mit der Hendrina ihren Mucken wurde er schon fertig. Die nahm er nicht ernst. Auch seine Frau hatte Mucken gehabt, er hatte sie ihr aber gründlich ausgetrieben. Und die Hendrina, die so gelassen dahinlebte, träg in den Tag hinein, was würde er groß Arbeit mit der haben, mit seiner Tochter, die ihm folgen mußte.

Aber der Beert fing jetzt an zu sprechen. Der stille Mensch glühte ja ordentlich an. Nein, er wollte das nicht. Nie und nimmer. Er nähme die Hendrina nur, wenn sie ihn wirklich gern hätte. Und das hätte sie jetzt nicht, oder es wäre nur ein Gernhaben wie zu einem Bruder. Die Hendrina, die sei ja überhaupt bis gestern noch ein pures Kind gewesen, das nichts gewußt hätte von der Welt und Menschen. Das immer wie geschlafen hätte da unten in dem stillen Haus in Goch bei der alten Bas, abgeschlossen von dem, was wirklich ist. Jetzt, jetzt sei sie wach geworden, er hätt's gemerkt, ordentlich gesehen gestern. Und jetzt wollte sie hinaus, wollte das Leben sehen, mit drinnen sein, wollte auch wie andere Mädchen eine Jugend haben. Und wenn der Ohm klug wäre, dann ließ er sie. Denn in der Hendrina, da sei was drin, was sein Recht wolle, und was man nicht tot machen könne.

Der Alte hörte ihm zu wie halb betäubt. Nein, das konnte doch der Beert nicht sein, der stille Mensch, der da vor ihm stand, mit den Händen fuchtelte, mit glühenden Augen sprach, Dinge sagte, die seinen Plan umwarfen, den schönen wohlgefügten Bau zerstörten. Er tobte, nannte ihn einen Narren und Schwätzer, der sich sein eigen Glück um müßige Grillen verscherze. Aber Beert blieb fest. Das sei sein letztes Wort. Von ihm habe der Ohm nichts zu hoffen.

Und wenn die Hendrina sich nun in einen andern verliebe! In so einen oberrheinischen Windhund und Nichtsnutz? Wenn einer sie ihm vor der Nase wegschnappen will, was denn! Ein Narr ist er, der Beert, ein Träumer und ein Dummerjan.

Beert war still geworden. Er zuckte wieder die Achseln. Dann konnte er's auch nicht ändern. Dann mußte er damit fertig werden. Aber das stand fest, die Hendrina durfte nicht gezwungen werden, und es war schon besser, wenn der Ohm auf ihn hörte, ihm folgte, der Hendrina hier eine fröhliche Zeit gönnte.

Aber der Alte fuhr wild auf. Nein und nochmals nein. Und zum drittenmal nein. Und er stapfte die Treppe hinan, schwer und zornig und rüttelte an Hendrinas Schrankbett.

„Steh auf! Gleich!"

Und noch einmal: „Mach vorwärts, fix! Schläfst in den hellen Morgen hinein."

Durch das Gitterwerk fragte die Hendrina ganz verwundert: „Was ist denn? Ist was passiert?"

Er nahm sich zusammen. So ging das nicht. Vor seiner Tochter hatte er noch nie seiner Heftigkeit freien Lauf gelassen, sie kannte ihn gar nicht so.

„Nä, aber steh' auf. Die Hildegard wollt' ja heut' morgen kommen. Mach', et is schon bald zehn Uhr."

„Marjosepp! Ja, ich mach schon."

Der Alte zog seine Mütze tiefer ins Gesicht und rannte über das Gangbord ans Land. Unruhig lief er mit kurzen Schritten auf und ab, immer die Augen auf das Schiff gerichtet. Und jedesmal im Vorbeirennen las er halblaut von den dicken Goldbuchstaben ab:

„Maria Hendrina von Goch" — „Maria Hendrina von Goch —"

Dann blieb er einen Augenblick stehen und schaute mit heißen Augen auf die schmucke Kajüte, das blanke Deck, wo der Schiffsspitz auch unruhig und blassend auf und ab lief.

„Maria Hendrina von Goch."

Die Kälte beizte ihm das Gesicht. In seinem Bart froren winzige Eisnadeln. Er achtete nicht darauf. Er sah nur noch das Schiff an.

Ein prächtiges Schiff. Schöner fuhr keins auf dem ganzen Rhein. Größere vielleicht, aber kein so gut gehaltenes, so schmuckes. Sein halbes Leben lang hatte er sich samt seinem Bruder geplagt, geschunden, gearbeitet Tag und Nacht wie der geringste Schiffsknecht. Seiner Frau hatte er nichts gegönnt, wie sich selber nicht, und wenn die schöne lustige Mainzerin nicht ihren reichen Vater gehabt hätte, der ihr immer und immer wieder zugestopft hätte, da wäre es wohl schlimm gewesen. Sie hatte es noch erlebt, daß die beiden Brüder van Endert das Schiff bauen ließen, und als sie starb und schnell darauf ihr Vater, da, ja, da war das Erbe zur rechten Zeit gekommen, um ihres Mannes Anteil an der „Maria Hendrina" bezahlen zu helfen.

Der alte van Endert stand einen Augenblick still. Er sah vor sich das Grab seines Schwiegervaters neben dem noch frischen Grabe seiner Frau. Und er erinnerte sich noch ganz genau, wie ihn damals der Gedanke gepeinigt hatte, — da, vor dem offenen Grab, — der Alte hätte das Erbe verklausulieren können, so daß er's nicht in die Finger gekriegt hätte. — Aber nein, so schlau war er nicht gewesen, der leichtherzige Mainzer, — van Endert bekam das Geld, in lauter guten Kassenscheinen, und der Vormund der Hendrina gab gern seine Zustimmung, daß es in das Schiff gesteckt wurde, — das war eine sichere Anlage.

(Fortsetzung folgt.)

Im Schwibbs.

Eine Verlobungsgeschichte von Br. Schippang.

Anton Schmelle und Emmy Lebert wären so gerade für einander geschaffen — behaupteten alle guten Freunde und Bekannten. Es war auch kein Wunder, daß man sie sich gegenseitig gönnte. Der 36 Jahre alte Aktuar war über die Zeit hinaus, wo man Liebesgedichte machte und die um acht Jahre jüngere Lehrerin hatte auch bereits lange Zeit keine mehr gelesen.

„Ist ja ein sehr hübsches Mädchen, die Lebert," hieß es auf den Kasinobällen (sprich: Reschurße), wo sie als Tänzerin begehrt war, „aber wo du nicht bist, Herr Organist —" und bedauernd rieb man Daumen und Zeigefinger aneinander und ließ sie unbegleitet nach Hause gehen.

Die beiden vom Schicksal auf einander Angewiesenen waren übrigens der gleichen Meinung. Man hatte bereits in den letzten Ausläufern der Ballsaison erwartet, daß die „Sache endlich perfekt" würde; aber der gesellschaftlich etwas ungewandte und Damen gegenüber schüchterne Schmelle war seiner Sache doch nicht ganz sicher und konnte sich nicht zu dem entscheidenden Schritt aufraffen. Was anderen ein Greuel gewesen wäre, formelle Visite und Erklärung, lag seinem Charakter und Temperament am nächsten. Aber die liebe männliche Eitelkeit! „Wenn ich," so kalkulierte er, „in diesem Klatschnest in Frack und Zylinder über die Straße gehe, und sie will mich schließlich nicht, so bin ich der Blamierte." Und eine andere günstige Gelegenheit beim Schopf zu fassen — dazu fehlte ihm der Mut.

Emmy war ein kluges Mädchen, das diesen Mangel an galanter Routine als Gediegenheit wohl zu schätzen wußte. Aber ach, es dauerte auf diese Weise so lange . . . .

Darüber kam ein neuer Lenz ins Land und mit ihm ein Ereignis, das sich auf einer Landpartie abspielte. Emmy hatte sich besonders hübsch gemacht und sah so reizend aus, daß die heiratsfähigen Herren sich mehr um sie bekümmerten, als ihren Freundinnen lieb war. Das ging so nicht weiter. Die Damen blieben etwas zurück, steckten die Köpfe zusammen und machten eine kleine Verschwörung.

Der Aktuar war auch von der Partie. Er sah neidlos und ohne Eifersucht, wie sich die Jugend um Emmy bemühte. Er wußte genau: heiraten würde sie doch keiner, und so schmeichelte die Galanterie der anderen seiner Eitelkeit.

Während er seiner Begleiterin, einer lustigen Blondine, die neuesten Witze aus den „Fliegenden" erzählte, fiel es ihm nicht besonders auf, daß ihm bereits vier junge Damen aufmerksam zuhörten. Sie hielten treu zu ihm, und als es in der Waldschenke zum Tanzen kam, wichen sie nicht von seiner Seite. Das viele Tanzen machte durstig, und so trank er von der vorzüglichen Vereins-Maibowle, die ihm immer aufs neue von den Mädels kredenzt wurde, mehr als sonst. Wein und Hitze begannen ihm zu Kopf zu steigen.

„Damenwahl!"

„Herr Aktuar, wenn ich bitten darf —"

Was, vier Damen auf einmal? Als höflicher Mann tanzte er mit jeder ein bis zwei Runden, um dann hochaufatmend ins Freie zu gehen und frische Luft zu schöpfen. In der Tür bekam er noch von einem Bekannten einen freundschaftlichen Puff in die Seite: „Alter Don Juan!"

Er fühlte sich von der Gunst der vier Schönen wesentlich gehoben, sein Selbstbewußtsein war gestärkt. Aber das Wort „Don Juan" klang wie ein Vorwurf in seine Lebensfreude hinein. Er rückte seine Krawatte zurecht und forderte Emmy zum Walzer auf. Es war aber auch die höchste Zeit, denn bald darauf wurde zum Sammeln geblasen, und man machte sich auf den Heimweg.

Der Aktuar begleitete Emmy; die vier jungen Damen waren wie vom Erdboden verschwunden. Er achtete nicht darauf. Mit Schrecken wurde er sich bewußt, daß die Geister der Waldmeisterbowle in seinem Kopfe zu rumoren begannen, so daß er sogar Mühe hatte, seine gewohnte gesetzte Haltung zu bewahren. Ach was, im Dunkeln . . .

Er sprach gegen seine sonstige Art laut und viel, während Emmy beharrlich schwieg. Schließlich machte sich der Zauber der Frühlingsnacht mit dem frischen Erdgeruch und dem Duft des Flieders, der in allen Vorgärten, an allen Hecken und Zäunen blühte, bemerkbar. In voller Pracht erstrahlte der Sternenhimmel — und so schwiegen schließlich beide eine geraume Zeitlang.

Plötzlich gewahrte Schmelle, daß nur noch hundert Meter bis zu Emmys Wohnung waren — und es war so schön hier draußen . . . Die dicht bevorstehende Trennung legte ihm das Wort in den Mund, daß es immer so bleiben möge, beide vereint bis zum Tode, und daß er ihr eine feste Stütze im Leben sein wolle, ohne zu merken, daß er dabei bedenklich schwankte, und daß sie in diesem Augenblick ihm eine feste Stütze war. Zwischen Lachen und Weinen drückte sie ihm die Hand und flüsterte ein verheißungsvolles „Auf morgen!"

Phot. Brunotte & Keeje.

Das Unwetter bei Solingen: Eine Windbruchstelle unweit Müngsten. (Siehe Seite 8.)

Der Aktuar hörte die Worte gar nicht und bemerkte ebensowenig, daß sie längst verschwunden war. Kreuzfidel pilgerte er im Zickzack weiter, riß unterwegs eine auf ohnehin schwankem Pfosten sitzende Petroleumlaterne um, wurde vom Wachtmann aufgeschrieben, aber auch sorglich zu seiner Behausung gebracht.

Als eine glückliche Braut hatte sich Emmy am folgenden Tage so niedlich gemacht, als sie nur konnte, und in der guten Stube der Mutter war kein Stäubchen zu entdecken. Bei jedem Geräusch schlug ihr Herz schneller; das Mittagessen wurde hinausgeschoben, sie konnte doch keinen Bissen hinunterbringen, denn er — er kam nicht Sollte er in seinem Rausch die Werbung verschlafen oder gar vergessen haben? Sie wartete bis zum Kaffee — vergebens. Als die Dunkelheit hereinbrach, ward es ihr zur Gewißheit, daß er überhaupt nicht kommen werde, und schluchzend ging sie ans Heftekorrigieren.

Dafür kam am nächsten Tage ein Brief. Er machte sich in umständlich stilisierten Wendungen die größten Vorwürfe, daß er sich in ihrer Gegenwart so unwürdig benommen, daß er den heißersehnten Moment, der der schönste in seinem Leben sein sollte, durch elenden Bowlegenuß so kläglich profaniert habe. Er wage gar nicht ihr vor die Augen zu treten und ihre Verzeihung anzuflehen, denn sein Benehmen sei unverzeihlich und er werde sich dafür selbst bestrafen, indem er, was ihm das Liebste auf Erden sei, ihren Anblick auf ein Jahr meide. Vielleicht werde bis dahin der Zahn der Zeit auch über diese Wunde Gras wachsen lassen 2c.

Ein Tränenstrom war die Folge, Emmy fühlte seine aufrichtige Liebe heraus, konnte sich aber nicht zu einem entscheidenden, selbständigen Schritt entschließen. Nach langem Zögern und unter vielem Erröten gestand sie einem alten Kollegen die Sachlage, der noch am gleichen Abend den schüchternen Aktuar ins Gebet nahm.

Das Resultat war, daß man sich vier Wochen später „zufällig" wieder auf einer Partie bei Tanz und Bowle traf. Es war ein heißer Tag und Emmy in einer wilden Lustigkeit, die ihre Aufregung verbergen sollte.

Als es dunkel wurde, faßte sich der Aktuar, durch den alten Lehrer ermutigt, ein Herz, als er den Gegenstand seiner Liebe einen Augenblick allein sah.

„Verzeihung, Fräulein, ich bin Ihnen noch eine Erklärung schuldig!"

„Noch eine?!" Sie lachte ihn wie ein Kobold an. „Hören Sie die Donauwellen, Herr Aktuar, lalala . . . Kommen Sie, walzen Sie!"

Und sie walzte. Der Aktuar hatte sich aber energisch vorgenommen, sich nicht aus seinem Konzept bringen zu lassen. „Sie will mich schonen," dachte er, „aber was sein muß, muß sein. Dieser Zustand ist nicht länger zu ertragen." Statt auf ihren Platz führte er sie ins Freie.

„Lassen Sie mich Ihnen gestehen —" Aber wieder unterbrach ihn ihr Lachen. „Ein Geständnis ohne Bo-Bowle? Können Sie singen? Singen Sie Ihr Geständnis —" und sie kugelte sich vor Lachen.

Phot. Brunotte & Keese.

Das Unwetter bei Solingen: Eine eingestürzte Scheune in Dorperhof. (Siehe Seite 8.)

Dem Aktuar ging ein Licht auf. Ist sie beschwibbst? Unmöglich — und doch — Halt! Sie stellt sich nur so, damit sie vor mir nichts voraus hat — und eine tiefe Rührung überkam ihn.

„Fräulein Emmy, Ihr zarter Edelmut läßt mich hoffen . . ."

„Ach, wer doch fliegen könnte! Mir ist so leicht — aber da ist ja die Schaukel; schaukeln Sie mich, aber recht sanft!" Und schon saß sie auf dem schwanken Brettchen.

Der schüchterne Schmelle wurde wieder unsicher. War das Spott, Weinlaune, oder — gleichviel, heute mußte sich die Frage seines Lebens entscheiden. So fing er, während er sie sanft hin und her wiegte, resolut an:

„Fräulein Emmy, ich beschwöre Sie, sagen Sie mir, womit kann ich Ihre Verzeihung erlangen?"

Emmy hörte aber nicht. Der Schwibbs, die Aufregung, der Tanz, die Schaukel — die Welt wurde ihr plötzlich zum Karussell.

„Anhalten," flüsterte sie matt, „anhalten!"

Das verstand der Aktuar aber nur in seinem Sinne. Er faßte die Schaukel fest, weil ihn das Hin- und Herpendeln bei seiner Rede genierte und hielt in längststudierter Ansprache offiziell um sie an.

Emmy begriff dunkel, daß ihre Verlobungsstunde geschlagen habe, glitt von der Schaukel, lehnte sich, einer Stütze bedürftig an ihn und seufzte matt: „Ach Anton, heute bin ich die Unwürdige!"

Er beeilte sich das Gegenteil zu beteuern und mit diesem Streit um die beiderseitige Würdigkeit wurde die erste Stunde ihrer Brautzeit ausgefüllt. Dann brachte er sie in einer Droschke nach Hause, in der sie an seiner Seite einschlief.

Obgleich er als junger Ehemann niemals eine Anspielung darauf machte, schämte sie sich darüber so, daß er erst nach Geburt des ersten Jungen unter den Pantoffel kam.

Der Heizer.

Von M. Sindier.

I.

Am Eingangstor zur Fabrik wurde ein Plakat angeschlagen . . . es entstand ein Drängen: die 60 Arbeiter der Firma Viraux wollten wie die neugierigen Kinder alle zugleich lesen, was da bekannt gemacht wurde.

Nur den Heizer Amblard hielt die Pflicht auf seinem Posten fest. Sein Nachbar, Dubest, der die große Zapfenloch-Bohr-Maschine zu besorgen hatte, die durch die erste Walze der linksstehenden Transmission in Bewegung gesetzt wurde, teilte ihm mit, um was es sich handelte: in Anbetracht der dringenden Aufträge sollte mit Überstunden gearbeitet werden.

Währenddessen war auch schon der Meister an den Heizer herangetreten, um ihm genaue Instruktionen zu geben:

„Um halb sieben Uhr Feierabend . . . wie immer . . . um acht Uhr wird die Arbeit wieder aufgenommen . . . bis elf Uhr."

Amblard war ganz blaß geworden.

„Das geht nicht, das geht nicht!"

„Wieso?" entgegnete der Aufseher der schon gereizt war, ganz kurz.

„Das hält der Kessel nicht aus . . . sechzehn Stunden hintereinander unter demselben Druck kann er nicht arbeiten . . . es ist etwas daran nicht ganz in Ordnung . . . ich kann mir nicht darüber klar werden, was es ist . . . ich habe Sie schon mehrmals darauf aufmerksam gemacht, daß Gefahr dabei ist, wenn der Kessel nicht repariert wird, der kann nicht mehr weiter arbeiten . . . er kann einfach nicht!"

„Ach was! Sie mit Ihrem ewigen Kessel . . . das wird einem ja wirklich über . . . ich werde Ihnen den Chef schicken . . . mit dem können Sie sich darüber verständigen."

Nach fünf Minuten stand Herr Viraux neben dem Heizer.

„Nun Amblard, was gibts denn?"

„Ich . . . ich wollte Sie nur fragen, ob es Ihre Absicht ist, daß heute abend Ihre Fabrik und alle Arbeiter durch eine Explosion zu Grunde gehen? ich stehe für nichts."

„Herr Gott, Amblard, Sie sind wirklich unausstehlich mit Ihrer Litanei wegen des Kessels! . . . Ich habe Ihnen schon gesagt, daß er in sechs Wochen gründlich nachgesehen werden soll. Augenblicklich liegt soviel Arbeit vor . . . jede Stunde, in der die Maschine steht, bedeutet einen großen Ausfall für mich. Der Auftrag für das Haus Mulatier ist fällig. Jeder Tag später als die festgesetzte Ablieferung wird mit hundert Mark Strafe bezahlt . . . die wollen Sie doch nicht für mich bezahlen?!"

„Das kann ich allerdings nicht . . . aber es ist doch sehr riskant, ist gefährlich, wenn der Kessel bis elf Uhr unter Druck gehalten wird, Herr Viraux, Sie müssen nur denken . . . ich kenne doch meinen Kessel, elf Jahre bediene ich ihn nun . . . sorge für ihn . . . letzten Sonntag, als ich ihn gereinigt habe, bin ich hineingekrochen und habe einen Riß gesehen."

„Das haben Sie mir ja schon gesagt . . . ein Riß über der Normallinie des Schwimmers . . . das bedeutet doch keine unmittelbare Gefahr."

„Die Stöpsel sind nicht mehr gebrauchsfähig . . . die Dampfpfeife funktioniert nicht mehr . . . das Dampfrohr ist nicht dicht; jeden Augenblick kann ein Unglück passieren."

„Na, also nächsten Sonntag soll dann nachgesehen werden."

„Und manchmal schlagen auch ganz kuriose Stichflammen heraus. Was mich aber am meisten beunruhigt, ist ein Pfeifen was ich morgens höre . . . wenn der Druck steigt . . bevor ich die Maschine in Bewegung setze."

„Na ja, Amblard, Sonntag soll der Inspektor alles im einzelnen nachsehen und was nötig ist, wird dann geschehen. Jetzt heißt es aber: Arbeiten! Vorwärts kommen!"

II.

„Vorwärts kommen!" brummte der Heizer hinter dem Chef her, sobald der sich umgewandt hatte.

Aber das war ja unglaublich, vermessen! . . . so eigensinnig zu sein! . . . Das hieß ja mit offenen Augen, sehend, ein Unglück herbeiführen wollen . . . und was für ein Unglück! . . . Amblard hatte als

junger Lehrling mal eine solche furchtbare Katastrophe mitdurchgemacht, ein alter Kessel, gerade so wie seiner, war zehn Minuten vor zwölf explodiert, wenige Augenblicke vor der Mittagspause . . .

Herr Gott! war das ein tosendes Geräusch gewesen . . . Alles war auseinandergesprengt . . . die Maschinenteile flogen durch die Luft, die Fenster waren zersplittert, die Mauern geborsten, in sich zusammengestürzt . . . Und dazu das Jammern, das verzweifelte Schreien der Verwundeten . . . bis auf die Dächer der nächstgelegenen Häuser waren die in der Fabrik Arbeitenden geschleudert worden!

Er selbst, Amblard, war wie durch ein Wunder entkommen . . . aber sein Lebenlang würde er den fürchterlichen Anblick nicht vergessen.

„Vorwärts! . . . jetzt heißt es arbeiten!“

Amblard murrte gegen den Befehl, er konnte sich ihm nicht fügen. Er hatte bei der Marine als Heizer gedient, hatte dort seinen Mann gestanden. Nun war er schon über zwanzig Jahre in der Privatindustrie beschäftigt . . . noch nie hatte er sich in all den langen Jahren irgend etwas zuschulden kommen lassen . . . Er war ruhig, folgsam, nüchtern und pünktlich bei der Arbeit.

Aber jetzt, — diesmal widersetzte sich der alte Amblard!

Arbeiten! Vorwärts kommen! Sehr einfach und leicht gesagt . . . aber furchtbar, wenn man an die große, drohende, nahe Gefahr denkt . . . wenn man die Verantwortung für sechzig Kameraden auf sich hat . . . jawohl! Sechzig Menschen, sechzig tüchtige Arbeiter, die waren in dem Fabrikraum beschäftigt . . . der eine mit Walzen, der andere mit Falten . . ., dort ein dritter stand an der Bohrmaschine, und auf jenen schien gerade das rötliche Licht des Blasebalgs . . . und alle verließen sich auf ihn . . . vertrauten ihm vollständig!

Lauter gute Kerle waren es und gute Menschen und doch drohte ihnen jeden Augenblick, jede Sekunde Gefahr.

Seit nahezu zwei Monaten trug der Heizer diese Angst um den Kessel mit sich herum. Seit zwei Monaten, wenn er morgens die Dampfmaschine in Gang setzte, fragte er sich angstvoll: „Wird's heute sein?“

Und nun sagte er sich: „Heute abend passiert es!“ Seine Überzeugung stand felsenfest. Er kannte doch den Kessel!

Der war für ihn kein totes Wesen . . . Kein Kessel aus Kupfer und Eisen, der in ein Mauerwerk eingelassen war! Sein Kessel lebte! Ganz jung hatte er ihn gekannt . . . Wie er mit vollen Zügen die Hitze verschlang, die ihm die 800 Kilo Steinkohlen, täglich auf den Rost geschüttet, zuführten . . . Und um so besser wußte Amblard auch, wie sein Kessel allmählich alt geworden war. Die letzte Reinigung hatte ihm davon die volle Gewißheit gegeben . . . „In gutem Zustand,“ lautete der Bericht des Inspektors . . . Na ja! Er, Amblard, besorgte ihn ja auch . . . aber nichtsdestoweniger war der Kessel verbraucht . . . hatte keine Kraft mehr . . . und wartete nur auf ein geringfügiges Etwas, um zu bersten.

Und der Kessel sollte noch sechzehn Stunden hintereinander den Druck von sechs Atmosphären aushalten? Kein Gedanke!! Wenn wenigstens mit geringem Druck gearbeitet würde . . . aber nein! Die 150 Pferdekräfte genügten gerade nur, wo jetzt in der Fabrik alle Maschinen in Betrieb waren! . . . Die große Zapfenloch-Bohrmaschine brauchte für sich allein ja zwanzig Pferdekräfte!

Was nun tun? Arbeiten? Vorwärts, weiter arbeiten? Und das mit der Überzeugung, daß man seinen Kameraden das Grab bereitet, daß Witwen und Waisen zurückbleiben . . . Trauer und Jammer und Wehklagen sich einstellen wird? Amblard konnte das nicht tun . . . Nein, er konnte es nicht!

III.

Die Feierabendstunde kam heran. . .

Plötzlich öffnete Amblard hastig die Klappe zum Feuerloch und gleich danach schaufelte er ebenso hastig und mit fast jähzornigen Bewegungen vier Schubkarren voll Kohlen hinein. Während er das tat, sagte er halblaut für sich:

„Haha! Gearbeitet soll werden, vorwärts soll's gehen! Schön! Arbeiten oder . . . explodieren! Es wird sich ja ausweisen, was Du eigentlich wert bist, während der anderthalb Stunden Ruhe muß es sich ja zeigen, so nimm das noch! . . . Und das auch noch! . . . Nun hast Du ja ordentlich was im Leibe! Mit sechs Atmosphären-Spannung glühst Du schon, ich werde Dich auf acht treiben . . . darin liegt für meine Kameraden und für mich die Garantie . . . haha! Menschenfleisch möchtest Du haben?! . . . Mit meinem Willen bekommst Du es nicht!“

Das Läuten einer Glocke wurde vernehmbar. Die Arbeiter strömten aus dem Tor, zerstreuten sich in den umliegenden Straßen. Amblard wohnt in nächster Nähe der Fabrik: wie ein Trunkener kommt er nach Haus. Das Essen, das seine Frau ihm vorsetzt, stößt er zurück. Die Ellbogen stützt er auf den Tisch und ganz heiser, mit pfeifender Stimme, sagt er:

„Du, Marie, heut sind Überstunden in der Fabrik angesetzt, aber ich glaube nicht, daß es dazu kommt.“

„Warum denn nicht?“

„Warum nicht? Weil der Dampfkessel nicht mehr funktioniert . . . zwei Monate hab ich's jetzt schon dem Oberaufseher und dem Chef gesagt und sie darauf aufmerksam gemacht, die aber denken, ich red' dummes Zeug zusammen . . . heute noch habe ich's Herrn Viraux wieder gemeldet, jawohl! Hat sich was! Es soll gearbeitet werden, sagt er, begreifst Du das? . . . Mit einem Kessel soll gearbeitet werden, der jeden Augenblick explodieren kann . . .! Da habe ich nach eigenem Ermessen gehandelt . . . ich hab' ihm soviel Kohlen in den Leib gesteckt, daß er auf acht Atmosphären kommt . . . wenn er das aushält . . . dann bin ich ein Faselhans, ein Lügner!“

„Herr Gott noch mal . . . Mann! Hast Du das wirklich getan?“

„Ja, ich hab's getan und ohne Gewissensbisse. Eins von beiden gibt's ja nur: entweder platzt der Kessel, während alle zu Hause sind oder er widersteht und dann sind die Kameraden außer Gefahr . . . Das Inventar? Was kümmere ich mich darum! Der Chef ist ja versichert . . . und alles was in der Fabrik steckt, ist zusammen noch nicht soviel wert wie ein Menschenleben!“

Amblards Frau schüttelte den Kopf . . . Sie gab keine Antwort.

IV.

Eine Stunde verging.

Zusammen standen sie am Fenster. Stumm, angstvoll, unter der Ahnung dessen, was da vor ihnen geschehen würde ihnen gegenüber . . . dort . . . in dem großen Fabrikgebäude, das wie eine schwarze, dunkle Masse mit seinen Gebäuden in ein Ganzes verschwamm . . .

Im Hintergrund hob sich der Schornstein ab. Wie ein Mast nahm er sich aus, der in die Wolken ragt.

„Donnerwetter . . . nichts . . . nichts!“

Der Heizer sah auf seine Uhr. Zwanzig Minuten vor acht . . . Dreiviertel acht . . . Zehn Minuten bis voll!“

Kalter Schweiß trat ihm auf die Stirn.

Die Frau zitterte.

„Werd' wohl hingehen müssen!“

Ganz still und menschenleer war die Straße . . . Sekunden verflossen. . . . Eine furchtbare Angst erschwerte Mann und Weib das Atmen . . . Sie wagten nicht die Augen zu erheben. . . . Das Blut sauste ihnen vor den Ohren.

Endlich ballte der Heizer die Hand zur Faust und mit dumpf grollender Stimme stieß er hervor:

„Der verfluchte Kessel! . . . Jetzt wird er sich an mir rächen!“

Amblard nahm seine Laterne, die Frau klammerte sich an seinen Arm.

„Geh' nicht . . . Geh' nicht“ . . . jammerte sie!

„Ich muß! Dienst ist Dienst . . . Ich bin gerade zum ersten Glockenzeichen da . . . Lebewohl, wenn Du mich nicht wiedersiehst, so . . .“

Amblard stürzte hinaus . . . hinüber in die Fabrik, und als er im Hof war, schwankte er vor Erregung.

Wenn nun seine Kameraden in die Falle gingen, die er seinem Kessel gestellt hatte? . . . Wenn der Kessel gerade in dem Moment platzte, wo alle die Arbeit wieder aufnahmen? . . . Wenn der Tod die alle holte, die er hatte retten wollen? Sein Leben — mocht's doch drangehen — aber alle andern . . . An sich dachte Amblard nicht.

Der Heizer biß die Zähne aufeinander. Er gab sich einen Ruck und stieß die kleine Tür auf, die neben dem Haupttor lag . . . Flackernd fiel der Schein seiner Laterne auf die Umrisse einer halbmontierten hydraulischen Presse . . .

Weiter fort, dem Innern zu, war alles dunkel . . .

Und ganz im Hintergrund . . . ganz hinten . . . da war er . . . Seine Augen sahen ihn, kannten ihn, den schweigenden, unsichtbaren Dampfkessel . . . Da war der Feind!

„Hilft alles nicht . . . ich muß hinein! Muß hin! Das erste Signal hätte schon gegeben werden müssen“ . . .

Amblard tat einen Schritt vor . . . noch einen . . . und noch einen . . . den Hauptgang hinab . . . und plötzlich erdröhnte alles unter der Explosion . . . wie unter furchtbaren Donnerschlägen . . .

V.

Dubest, der die große Zapfenlochmaschine zu bedienen hatte, fand Amblard.

Er lag ohnmächtig auf dem Dach eines niedrigens Schuppens, der unmittelbar an das Fabrikgebäude grenzte. Unter der Wucht der Explosion war der Heizer dorthin geschleudert worden.

Im Krankenhaus kam er wieder zu sich.

„Und die anderen?“ . . .

Kein einziger ist verwundet . . . nur Du . . .“

Da erst bemerkte Amblard, daß ihm der rechte Arm vollständig glatt abgeschnitten war, in halber Höhe, am Ellbogen.

„Oh, ich“ . . . Amblard sagte es flüsternd und fast mit dem Ausflug eines Lächelns . . . „Mir fehlt ja nur ein Arm . . . ist doch noch ein Glück, daß der verdammte Kessel nicht mehr von mir gewollt hat!“

Wildenberg im Odenwald.

Unser deutsches Vaterland ist reich an malerischen Ruinen: am Rhein, am Neckar, an der Saale grüßen sie von den Spitzen der Berge und laden ein, hinaufzukommen, um Schönheit zu trinken. Aber auch fern von Touristenstraßen gibt es malerische Stätten, die in stiller Einsamkeit sich freigehalten haben von aller späteren „Verschönerung“ durch Menschenhand, weil niemand hinkommt, niemand Interesse daran hat. Und gerade deshalb sind derartige Ruinenstätten in ihrer Ursprünglichkeit viel häufiger eine Quelle des ästhetischen Genusses, als jene, die an

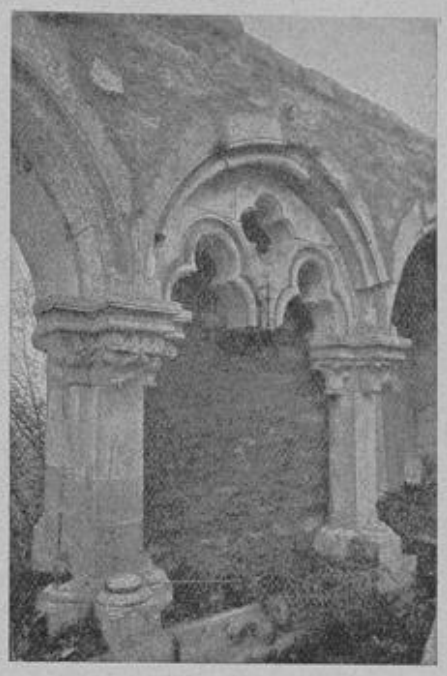
der Heerstraße liegen und für die Besucher sauber aufgeputzt sind, wie die schön gepflegten Wege und sauber gehaltenes Mauerwerk zeigen.

Ein solches Beispiel bietet die herrliche Burg Wildenberg, oder Wildenfels, oder Wildenburg, im Odenwald. Wildenberg, wie die Burg in sämtlichen Urkunden genannt wird, liegt im südöstlichen Teil des Odenwaldes, nicht weit von der Stelle, wo Bayern mit Baden und Hessen zusammenstößt, auf bayrischem Gebiet und zwar in Unterfranken. Die Burg gehört jetzt dem Fürsten von Leiningen, der in diesen Gegenden großartige Waldungen besitzt.

Am bequemsten läßt sich Wildenberg von Auerbach aus erreichen, das eine Station der Eisenbahn von Miltenberg nach Seckach ist. In etwa einer Stunde fährt man von Auerbach zu Wagen bis an den Fuß des Berges, auf dem Wildenberg liegt. Zu Fuß braucht man etwa eineinhalbe Stunde, um dahin zu gelangen. Es ist eine schöne Wanderung das Mudautal hinauf. Von der Burg, die im Walde versteckt liegt, ist von weitem nichts zu sehen. Erst am Ende der Wanderung, wenn man die Höhe des Berges ziemlich erklommen hat, sieht man über sich rötlich schimmerndes Gemäuer.

So anstrengend auch der steile Weg ist, so überraschend schön ist die Trümmerwelt, die sich auf der Höhe dem entzückten Auge darbietet. Uraltes Gemäuer, herabgestürzt und wild übereinandergeworfen, zeigt sich neben hochragenden, aus wuchtigen Felsblöcken aufgetürmten Mauermassen. Alles aber ist mit Grün bedeckt und kräftige Bäume wachsen überall aus den Ruinen.

Mächtige doppelte Umfassungsmauern schließen die Burg ein, doch ist die äußere Umfassungsmauer sehr zerstört. Die einzelnen Steinschichten bestehen aus rechteckig zugehauenen Quadern, deren Vorderfläche reiche Buckel zeigen, und die daher Buckelquadern genannt werden. An der Südseite war das Tor. Hier trennt ein tiefer aus den Felsen ausgesprengter Graben die Burg vom Berge. Durchschreiten wir die gigantischen Torgewölbe, um in den Burghof einzutreten, so bemerken wir, daß dieser durch eine gewaltige Mauer in zwei Teile geteilt ist. Die Mauer ist mit Schießscharten versehen und ermöglichte es, daß dem eingedrungenen Feinde auch im Burghofe noch Widerstand geleistet werden konnte. An der Südseite befindet sich der gewaltige Berchfrit, aus mächtigen Buckelquadern aufgebaut. — Rechts und links vom Berchfrit liegen unmittelbar an der Ringmauer, die gleichzeitig die Gebäudemauer hier bildet, mehrere Häuser, die völlig zerfallen sind, von den Häusern rechts vom Berchfrit ist sogar nur noch der Grundriß zu erkennen. Durchschreiten wir das Tor in der Quermauer, so gelangen wir in den zweiten Teil des Burghofs. In diesem Burghof befand sich, die ganze Südseite einnehmend, der Pallas, das eigentliche Wohngebäude des Ritters. Ein Ausbau an der Nordostseite läßt sich als Turm erkennen, der jedoch nicht so gewaltige, dicke Mauern hat wie der Berchfrit im ersten Burghofe.



Fenster im Bankettsaal.

Vor der Frontmauer des Pallas sind mächtige Gewölbemauern aufgeführt, die auf dicken Pfeilern ruhen und oben einen Wehrgang mit Brüstung und Schießscharten bilden, der von dem Saale aus zugänglich war. Der Zweck der Anlage war der, dem etwa bis hierher vorgedrungenen Feinde auch zuletzt noch Widerstand zu leisten.

Wir wandeln über Ruinen und gedenken vergangener Tage. Unser Geist wendet sich der Zeit zu, als die Burg in Glanz und Pracht dastand, wo frohe Ritter im Bankettsaale mit edlen Damen Feste feierten, wo die Höfe lebendig waren von der zahlreichen Dienerschaft, und die Tore noch von wehrhaften Mannen verteidigt wurden.

Kapelle im Innern der Ruine Wildenberg.

Ein Genie.

Humoreske von Karl Ettlinger.

(Nachdruck verboten.)

„Ludwig?" wiederholte mein Freund Theo herausfordernd und schlug mit der Faust auf den Tisch. „Ludwig ist ein Lump, wie er im Buch steht!"

„Bitte, ruiniere die Möbel meiner Hausfrau nicht!" wies ich ihn zurecht. „Du tust Ludwig Unrecht! Er ist ein Genie!"

„Oho! Ich danke für solche Genies! Er ist mir dreihundert Mark schuldig!"

„Dir auch? Ein großartiger Kerl! Aber doch ein Genie! Wie der Mensch es fertig bringt, immer neue Pumpe aufzunehmen, das ist mir ein Rätsel. Es muß angeborenes Talent sein! Der eine hat Talent zur Musik, der andere Talent zum Dichten, dieser zum Malen, jener zum Schauspielern. Ludwig hat Talent zum Pumpen!"

„Und wir Talent zum Angepumpt-werden. — Ich habe einmal für den Kerl meine goldene Uhr versetzt. Ein Andenken an meinen Großvater .... Sie ist futsch!"

„Noch gar nichts. Mich hat er noch ganz anders hineingelegt. Damals in Paris."

„Nanu? Was war denn das? Erzähl' doch!"

„Mit Vergnügen. Du weißt, ich war in meinem Leben nur ein einziges Mal in Paris. Drei Wochen lang. Viel habe ich nicht von Paris gesehen, denn es fehlte mir an stadtkundigen Freunden. Die einzigen Menschen, die ich in der Millionenstadt kannte, waren Ludwig und ein gewisser Friedrich Hengler; ich kannte den letzteren von der Malschule her, ein netter Kerl, unheimlich anständig. Ein bißchen Streber. Ich wollte erst ein paar Tage aufs Geratewohl in Paris herumbummeln und dann Friedrich aufsuchen. Zu Ludwig hätten mich keine zehn Bierbrauergäule gebracht. Ich stand nämlich ein bißchen „übers Kreuz" mit ihm. Bei unserem letzten Zusammensein in Berlin hatte ich ihm wegen seiner Schuldenmacherei gewaltig den Marsch geblasen und ihm versichert, von mir bekäme er keinen Pfennig mehr. Den Marsch hatte er geduldig mit angehört und nur die Schlußbemerkung gemacht, er sei vollkommen unmusikalisch. Die Versicherung hingegen nahm er mir übel, er ging und ward nicht mehr gesehen."

Theo lachte. „Ach Gott, wie oft habe ich dem Menschen schon erklärt, er bekäme von mir nichts mehr! Und doch wächst sein Konto bei mir beständig!"

„So geht es auch mir! Also hör' zu. Am zweiten Vormittage meiner Anwesenheit in Seinebabel saß ich ahnungslos auf dem Boulevard in der Taverne Gruber. Ich trank mein Bier und versuchte den Matin zu buchstabieren. Nachdem ich mich gründlich davon überzeugt hatte, daß meine französischen Sprachkenntnisse keinen Heller wert waren, wollte ich zahlen und gehen. Zum Zahlen kam ich denn auch an jenem Tage gründlicher, als ich es gedacht hatte. Als ich mich nämlich erheben wollte, stand plötzlich Ludwig vor mir, streckte mir beide Hände entgegen und rief freudig: „Aber das ist ja großartig! Du in Paris! Junge, das war mal ein gescheiter Gedanke von Dir, Deinen alten Freund Ludwig in Paris zu besuchen!"

An ein Entkommen war nicht zu denken. Wir machten also zusammen einen kleinen Bummel und tauschten alte Studienerinnerungen aus. Man kann Ludwig nicht böse sein, der Mensch besitzt einen zu unverfrorenen Humor. Ich lachte Tränen, als er mir seinen virtuosen Geniestreich von dem Modell erzählte, dem er nicht nur das Honorar schuldig blieb, sondern auch noch am Ende der letzten Sitzung fünf Mark abzupumpen verstand.

„Das ist nun anders geworden," fügte Ludwig ernsthaft hinzu, „ich habe dem alten Leben entsagt. Ich arbeite massenhaft. Werde sogar im Salon ausstellen. Landschaft bei Sèvres! Ich glaube, sie ist sehr gut!"

Als er mein mißtrauisches Augenzwinkern bemerkte, fing er an, sich zu entrüsten. „Du glaubst mir wohl nicht? Nun ja, eigentlich kann ich es Dir ja nicht übel nehmen. Du kennst den neuen Ludwig noch nicht, den ich angezogen habe. Aber vielleicht willst Du Dir mein Atelier ansehen? Hast Du Zeit?"

„Das ist das einzige, was ich habe! Ist es weit?"

„Nicht so schlimm!"

Wir marschierten durch eine Reihe mir unbekannter Straßen dem Montmartre-Viertel zu. Ludwig markierte den Fremdenführer: „Das ist das bekannte Kabarett l'Enfer. Nebendran le Ciel. Das da die berüchtigte Kneipe Rat mort. Soll sehr toll sein! Ich war noch nicht drin! Ich kann dem Zeug keinen Geschmack mehr abgewinnen!"

Meine innere Hochachtung vor Ludwig stieg. Auch sein Äußeres hatte gegen früher bedeutende Fortschritte gemacht.

Er trug sogar Manschetten.

Endlich waren wir am Ziel angelangt. Ein recht nettes Atelier, ein bißchen unordentlich, aber die Ordnung ist nun mal Ludwigs schwache Seite. „Je unaufgeräumter mein Atelier, desto aufgeräumter bin ich selbst!" pflegte er zu sagen.

Ich bewunderte die Spuren seines Fleißes. Er hatte enorme Fortschritte gemacht, das war nicht zu leugnen. Besonders fesselte mich eine Aktstudie.

„Ach, laß doch den Kitsch!" meinte Ludwig. „Publikumsgeschmack! Trink lieber einen Kognak!"

Der Kognak war gut. Ludwig nötigte mich, drei Gläschen davon zu trinken. Gläschen hatte er nämlich auch. Tatsächlich!

„Nun, wie gefällt Dir meine Landschaft?" fragte er stolz, die Staffelei näher rückend.

„Ich finde sie, offengestanden, ein bißchen akademisch!"

„Das verstehst Du nicht, mein Lieber! Sonst wird sie nicht im „Salon" angenommen."

Das leuchtete mir ein, und ich ließ mich beruhigt auf der Chaiselongue nieder. Ludwig kramte eine Zigarrenschachtel hervor und offerierte mir einen Glimmstengel.

„Ich hätte eine Bitte an Dich!" meinte er. „Siehst Du, ich will, das Bild im Salon ausstellen. Aber mir fehlt der Rahmen. Und ich habe augenblicklich kein Geld, mir einen zu leisten. Die Farben und die ewigen Fahrten nach Sèvres haben mich heidenmäßig viel gekostet! Kannst Du mir nicht neunzig Francs leihen?"

„Ich dachte, Du machst keine Schulden mehr?"

„Tue ich auch nicht. Aber die Anmeldungsfrist für den Salon läuft in drei Tagen ab, und wenn ich bis dahin mein Bild nicht hingeschickt habe, ist die ganze Arbeit umsonst gewesen. Und ohne Rahmen kann ich das Bild nicht gut hinschicken, das muß Du doch einsehen!"

„Und hast Du keinen alten Rahmen?"

„Alten Rahmen! Das Bild muß einen neuen, einen individuellen Rahmen haben! Ich werde mir doch nicht durch einen stilwidrigen Rahmen das ganze Bild verderben! Geh, sei kein Frosch und hilf mir aus der Verlegenheit! Ich bin überzeugt, das Bild wird verkauft werden, und ich verspreche Dir, sobald ich das Geld habe, sollst Du sofort Deine neunzig Francs zurückbekommen!"

Ich überlegte und — — gab. Ich mochte nicht daran schuld sein, wenn Ludwig um seinen Erfolg kam. Neunzig Francs schienen mir zwar ein bißchen viel für einen kleinen Rahmen, aber schließlich ist mancher künstlerische Erfolg noch teurer erkauft worden.

Als ich die Treppe herunterstieg, bereute ich schon ein wenig meine Gutherzigkeit. Aber die eigentliche Reue kam erst später.

Drei Tage nach dem Besuch bei Ludwig lief ich meinem anderen Pariser Freunde, Friedrich Hengler, in der „Parisiana" in die Hände. Er freute sich wie ein Schneekönig über das Zusammentreffen und schleppte mich sofort nach seinem Atelier.

„Es ist nicht gar so weit", drängte er, „im Montmartre-Viertel."

Abermals ging es am l'Enfer und Ciel vorbei, abermals am Rat mort.

„Hier sind wir!" erklärte Friedrich am Ende unserer Wanderung. Wir standen vor demselben Hause, in dem sich auch Ludwigs Atelier befand. Es amüsierte mich, daß da der Zufall meine beiden Freunde in ein und dasselbe Quartier verweht hatte. Friedrich ließ mich eintreten. Ich sah mich um — ja, was sollte denn das bedeuten — das war ja Ludwigs Atelier! Da stand die Staffelei mit der Landschaft, da die Aktstudie, die Chaiselongue — — —

„Nimm doch Platz!" unterbrach Friedrich meinen etwas wirren Gedankengang und holte die mir wohlbekannte Kognakflasche und die Zigarrenkiste herbei. Ich war mir immer noch nicht klar, was diese Komödie vorstellen sollte.

„Sag mal, sind wir hier in Deinem Atelier?" frug ich.

Friedrich schaute mich verdutzt an. „Natürlich, wo denn sonst?"

„Und diese Landschaft?"

„Habe ich gemalt. Sie hat mir übrigens viel Verdruß bereitet. Ich wollte sie nämlich im „Salon" ausstellen. Aber da kam ein Bekannter von mir, ein gewisser Ludwig Kuntz und hat mir den Rahmen abgepumpt. Er versprach zwar, ihn rechtzeitig wieder zurückzubringen, aber es ist ihm gar nicht eingefallen. Er hat nämlich den Rahmen versetzt. Vor acht Tagen ist nun die Anmeldefrist für den „Salon" abgelaufen, ohne daß ich mein Bild hinschicken konnte — —"

Bis hierher hatte Theo aufmerksam zugehört. Jetzt begann er plötzlich mit beiden Handflächen wie besessen auf seine Kniee zu schlagen und zu brüllen: „Ein Genie! Der Kerl ist unbezahlbar! Ein Genie!"

„Wer ist ein Genie?" erkundigte sich mein Cousin Heinrich, der in diesem Augenblick ins Zimmer trat.

„Ach, ein Bekannter von uns, ein gewisser Ludwig Kuntz."

Mein Vetter wandte sich mißmutig ab. „Bitte, sprecht diesen Namen nicht aus!" sagte er. „Ich kenne nämlich auch einen Ludwig Kuntz, einen sogenannten Kunstmaler. Der Lump hat mich in Magdeburg um 300 Mark geschröpft, die ich bis heute trotz aller Anstrengungen nicht habe wiederbekommen können . . ."

Unsere Bilder.

Der 14. August war ein Unglückstag für das Bergische Land, das von einem Unwetter von — glücklicherweise — seltener Stärke heimgesucht wurde. Am Vormittag zogen drohende Wolken herauf und bald setzte ein Orkan ein, der fürchterliche Verheerungen anrichtete. Besonders stark wurde das Wuppertal bei Solingen von dem entfesselten Element heimgesucht. Die stärksten Bäume sah man ihrer Kronen und Äste beraubt, Ziegelsteine bedeckten zu Tausenden die Erde und jedes Haus zeigte mehr oder minder starke Zeichen der zerstörenden Gewalt des Sturmes. Der ganze sonst so prächtige Landstrich bot am Tage nach dem Unwetter ein Bild völliger Zerstörung, und in dieses Bild hinein stellten sich der Jammer und das Elend der Unglücklichen, die ihr Hab und Gut verloren. Und ihrer sind Hunderte und Aberhunderte. Leider hat das Unwetter auch tödliche Unfälle und solche lebensgefährlicher Art im Gefolge gehabt. Die Not ist groß und man darf nur wünschen, daß viele hilfreiche Hände bereit sind, zu mildern und zu helfen. Unsere Bilder geben einige Ansichten von der Größe der Zerstörung; das eine Bild zeigt die im Dorperhof vom Sturm zertrümmerte Scheune, bei deren Einsturz ein dreizehnjähriger Knabe das Leben einbüßte. Ein anderes Bild stellt den Teil aus dem rechtsseitigen Höhenzug dar, der vom Bahnhof Schaberg ins Tal hinabführt, während das dritte Bild eine weitere Unglücksstelle aus der Umgebung Solingens veranschaulicht.

Gedankensplitter.

Der gesunde Menschenverstand ist das, was in der Welt am gerechtesten verteilt ist: denn Jeder glaubt davon so viel zu besitzen, daß selbst Personen, die in anderen Dingen schwer zu befriedigen sind, sich doch nicht mehr Verstand wünschen, als sie haben.

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Schippang, Düsseldorf.
Druck der Düsseldorfer Verlags-Anstalt Akt.-Ges., Neueste Nachrichten.